
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 61. Bromberg, den 16. März 1934.



Roman von A. Schöneberg.

(9. Fortsetzung.)

„Ich bitte die Herren, sich nach Laboratorium I zu begeben!"

Der Aufforderung Isenhardts wurde unverzüglich Folge geleistet. Im Laboratorium I war ein Versuchsmodell aufgebaut, vergleichbar einer großen Kiste aus Stahl und Glasplatten, letztere luftdicht in Gummi eingelassen. Offenbar war die Einrichtung hermetisch verschlossen. Im Innern des Versuchsraumes befand sich nichts als eine Zwischenwand mit einer kleinen Öffnung, in welcher eine Anzahl bunter, schmaler Bänder befestigt waren.

Isenhardt ließ durch einen Diener ein paar lebende Mäuse bringen und ließ sie durch ein Türchen in die eine Hälfte des Apparates einschlüpfen, worauf er die Tür sehr sorgfältig verschloß und verschraubte. Sodann entnahm er einem Panzerschrank eine kleine, fest verschlossene Kapsel, führte sie in eine kleine maschinelle Einrichtung auf dem Deckel der Versuchskiste ein und verschloß auch diese wieder.

Verständnislos folgten die anwesenden Herren diesem Tun. Sie warteten auf Isenhardts Erklärungen.

„Sie sehen", begann dieser, „die Versuchsanordnung. Der Apparat ist aufs sorgfältigste von der umgebenden Luft abgeschlossen. Die kleine Kapsel, die ich dem Schranke entnahm, enthielt wenige Gramm eines von unseren Versuchsstätten neu entdeckten radioaktiven Stoffes von sehr prägnanter Wirkung. Diese kleine maschinelle Einrichtung auf dem Deckel des Kastens dient nur dazu, die Kapsel zu öffnen und ihren Inhalt mit der Luft in Berührung zu bringen. Die Wirkung werden Sie selbst beobachten. Bitte!"

Isenhardt drückte auf einen Hebel der Öffnungseinrichtung.

„Alle Wetter!" — „Was ist denn da los?"

Ausrufe des Erstaunens wurden laut. Die Herren drängten sich näher an die Versuchsanordnung heran. Die Bänder im Durchlaß der Trennwand flatterten in einer Richtung, als wenn ein Orkan sie erfaßt habe und mit sich riß. Man glaubte sie trotz der dicken Glaswände knattern zu hören.

Die Mäuse im Versuchsraum, eben noch unbekümmert an einem Stückchen Brot knabbernd, wurden wie von Geisterhänden emporgerissen, prallten an die Decke des Kastens, flogen zur gegenüberliegenden Wand, von dort zum Durchlaß, der für sie zu eng war, und blieben dort zerschmettert liegen. Nach einiger Zeit ließ das Flattern der Bänder nach. Sie legten sich zu Boden wie bei Beginn des Versuchs. Offenbar war die Luft im Innern des Versuchsraums wieder zum Stillstand gekommen. Alles war wieder wie vorhin, nur glaubten einige der Herren, die ganz vorn standen, eine bläuliche Substanz auf dem Boden liegen zu sehen.

„Erklären Sie doch, Herr Ingenieur!"

„Viel zu erklären habe ich nicht mehr. Sie haben gesehen, daß wenige Gramm dieses Stoffes genügten, einen gewaltigen Orkan zu erzeugen. Die Bänder zeigten Ihnen an, daß die Luft aus der einen Hälfte des Raumes mit unvorstellbarer Geschwindigkeit in die andere übertrat. Sie können annehmen, daß mein Präparat dazu diente, einen gewissen Bestandteil der Luft zu binden, so daß die umgebende Luft zu einem Ausgleich drängte. Auf dieser Basis soll unser neues Verteidigungssystem aufgebaut werden. Mehr zu erklären verbietet sich im Interesse der Geheimhaltung!"

„Sie beleidigen uns!" brauste ein cholerischer Herr auf.

Isenhardt zuckte die Schultern.

„Ich verbitte mir derartige Verdächtigungen!" schrie der betreffende Herr.

Isenhardts Stimme klang schneidend, als er erwiderte: „Wir besitzen leider in unserem Archive die Beweise dafür, daß vertrauliche Mitteilungen aus technischen Sitzungen 24 Stunden später in allen Blättern der Weltpresse zu lesen waren. Nicht zu unserem Vorteil!"

„Das ist unerhört!"

„Das ist es in der Tat!" bestätigte Isenhardt, nur meinte er etwas anderes als der Zwischenrufer.

Die Herren begaben sich zum Sitzungssaal zurück. Isenhardt blieb im Laboratorium. Gegen 12 Uhr rief Dr. Waldheim ihn an und gab ihm die Ergebnisse bekannt. Der Kanaldurchstich durch den Hohen Atlas, sowie der Bau der Atlastalsperre sollten unverzüglich mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln aufgenommen werden. Dagegen waren die vorgeschlagenen Verteidigungsmaßnahmen als unnötig und im Interesse der Friedenssphäre bedenklich abgelehnt worden.

*

Mara Marasczinski befand sich noch auf ihrem Besitztum in den Ruwenzoribergen. Hier oben merkte man wenig von der Äquatornähe und der strengen Herrschaft des Sommers. Das Höhenklima milderte die Hitze und spendete angenehm kühle Nächte. Die Blumen blühten wie im Paradies. Früchte reiften in Überzahl; keine fremden Menschen, kein Gejage und Gehetze störten die Einsamkeit.

Mara lag in der großen kühlen Halle ihres Hauses auf einem Ruhebett und hielt ein Buch in der Hand.

Ein schwarzer Diener trat ein: „Mister Daimon bittet, der gnädigen Frau seine Aufwartung machen zu dürfen", meldete der Diener in tadellosem Deutsch und präsentierte Mara die Karte des Besuchers.

„Bitte den Herrn, sich einige Minuten zu gedulden. Ich läute."

Der Diener verschwand. Sie mußte sich erst sammeln, um ruhig diesem Intriganten gegenübertreten zu können, der gleich ihr weißes Bruderblut verriet.

Es dauerte lange, bis die Fürstin den Besucher endlich vorließ.

Mit weltmännischer Höflichkeit begrüßte Daimon die Fürstin, erkundigte sich teilnehmend nach ihrem Befinden. „Wie mundet Ihnen die Einsamkeit, Fürstin?“ begann er im Plauderton.

„Gar nicht!“ gestand sie ehrlich. „Aber was will man anders, wenn man ein schlechtes Gewissen hat und für einige Zeit verschwinden muß!“

„Schöne Frauen brauchen nie ein Gewissen zu haben, erst recht kein schlechtes!“

„Schmeicheleien gelingen Ihnen nicht, Daimon. Außerdem — ob schön oder häßlich: gleichviel! Auch die schönen Frauen stehen bei der S. S. C. schlecht im Kurs.“

„Desto höher am Hofe zu Kampala! Man vermißt Ihre Durchlaucht dort sehr.“

Sie wich aus und fragte: „Wie gelangten Sie eigentlich hierher, Daimon? Ich hörte Sie nicht kommen.“

„Es ist nicht nur eine sehr lobenswerte Erfindung der Technik, ein Flugzeug lautlos zu senken, sondern geradezu eine Lebensnotwendigkeit. Übrigens, um noch einmal auf die Sache zurückzukommen — so gering, wie Sie denken, stehen die schönen Frauen doch nicht bei der S. S. C. im Kurs, besonders ein Oberkoch dieser Firma namens Isenhardt scheint Sie sehr zu schätzen.“

„Ich denke, er lebt wie ein Asket.“

„Mit Wochenendausnahmen!“

„Isenhardt ist ein freier Mann und kann tun und lassen, was ihm beliebt!“

„Sie wissen, daß Isenhardt und der Zeitungsschnüffler . . .“

„Rauenstein?“

„Eben derselbe . . . nach jenem Run in Berlin plötzlich aus der Stadt verschwand, und zwar in Isenhardts Privatflugzeug. Ich nahm mir die Freiheit, die beiden Vögel zu beobachten. Aus einem zweiten Flugzeug. Ich vermutete nämlich eine Geheimbrauerei dieser Firma. Jedoch täuschte ich mich, wenn ich dieser Reise politische — oder vielmehr technische Absichten zugrunde legte. Isenhardt suchte in der Tat nur — — — nun, eben: Erholung! Und diese fand er. Achtzehn Lenze zählt das Mädel!“

„Welches Mädchen?“

„Eben das, bei dem Isenhardt sein Wochenende zu verbringen pflegt. — Achtzehn Jahre! Sie hat es mir selbst gesagt. Es war mir ein reiner Genuß, mich mit soviel Jugend und Schönheit unterhalten zu können . . . man muß auch schon einmal etwas aus reinem Idealismus tun.“

„Netter Idealismus!“

„In der Tat! Das Kindchen ist reizend. Man kann den fabelhaften Geschmack dieses Mister Isenhardt nur bewundern, beneiden . . .“

„Beneiden? — Noch mehr?“

„Jawohl, Fürstin! — Darf ich ganz offen sein?“

„Noch offener, bitte!“ beantwortete die Marasczinski doppelsinnig die Frage.

„Nun denn — ich erinnerte mich eines Märchens. Darin kommt, wie in den meisten Märchen, eine Königin vor. Diese besaß einen Spiegel. Und wenn sie ihn fragte: Spieglein, Spieglein, an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?, dann antwortete das niederträchtige Ding: Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen, hinter den sieben Bergen, bei den sieben Zwergen, ist tausendmal schöner als Ihr!“

„Danke! Das nenne ich wirklich offen!“ sagte die Fürstin, und ein verräterisches Zucken um den Mundwinkel verriet ihre Erregung. „Wie kamen Sie denn mit dem jungen Mädchen zusammen? Sahen Sie Isenhardt landen? Landeten Sie ebenfalls dort?“ — —

„Ich sah die Landung, merkte mir den Ort und sprach gelegentlich in der folgenden Woche einmal vor.“

„Aha, nachdem die beiden Herren abgereist waren!“

„Ganz recht!“

„Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste!“

„Vorsicht ist der bessere Teil der Tapferkeit, gnädige Frau. Mein Beruf schreibt mir die Art der Handlungsweise vor.“

„Ehrenwerter Beruf!“

„Danke, Frau Kollega! So viel mir bekannt ist, üben Gnädige den gleichen Beruf aus. — Übrigens möchte ich nunmehr auch gerne vollständig reden. — Nachdem ich die Landung beobachtet, war es mir ein Leichtes, den Isenhof zu finden.“

„Warum erzählen Sie mir das eigentlich, Daimon? Was geht mich Isenhardt und seine Geliebte an?!“

„O nichts, sicher! Nur dachte ich, gnädige Frau würden es vielleicht interessant finden!“

„Da irrten Sie aber gewaltig, mein Lieber!“ —

„Irren ist ein bedeutender Faktor des menschlichen Daseins!“ erwiderte Daimon und dachte, daß sie alle beide glatt und fließend zu lügen verständen. Übrigens möchte ich alle meine Freunde vor diesem Isenhardt warnen. Er ist ein verteufelt gefährlicher Bursche! So lange dieser Herr noch wirkt, ist an einen aussichtsreichen Kampf Schwarz gegen Weiß nicht zu denken. Ein Krieg würde unzweifelhaft mit einer Demütigung unserer Seite enden, was wir vermeiden müssen. Ich fürchte, daß sich dieser Mister Isenhardt im Besitz von Machtmitteln befindet, von denen wir keine Ahnung haben.“

„Wo hinaus wollen Sie?“

„Nun dieser Herr muß ausgeschaltet werden!“

„Ein Isenhardt läßt sich nicht ausschalten, es sei denn . . . .“ Die Fürstin streckte mit plötzlicher Abwehr beide Hände von sich.

Der Intrigant lächelte überlegen. „Sie mißverstehen mich Fürstin! Niemand denkt an Mord. Ich meine nur, es müßte sich bewerkstelligen lassen, diesen Herrn etwas von seiner intensiven Arbeit abzulenken, ihn stärker mit Privatinteressen zu befassen. Kurz und gut — wie wäre es, wenn Sie seine Braut als Gesellschafterin engagierten. Vielleicht wäre das ein Ablenkungsmittel.“

„Der Gedanke ist absurd.“

„Wieso? — Leiden Sie nicht unter der Einsamkeit? — O, glauben Sie nur, gnädige Frau, es würde auch für Sie angenehm sein, ein freundliches, junges Mädchen zur Seite zu haben, mit dem man . . . . nun, sagen wir einmal . . . . Erinnerungen pflegen kann. Schätzen Sie diese Annehmlichkeit nicht zu niedrig ein! — Auch für das Mädchen selbst wäre es eine Vergünstigung. In jungen Jahren soll der Mensch reisen, sich bilden, Welt und Menschen kennenlernen. — Was sagen Sie zu diesem Plan?“

„Ich wiederhole, daß ich ihn absurd finde! Niemals werden Isenhardt und seine Braut zu einem derartigen Plan ihre Zustimmung geben. Niemals!“

„Wer spricht von Zustimmung? Ist er Ihr Vormund?! — Es soll das ja gerade die große Überraschung für ihn sein. Zunächst würden wir ihn mal ein bißchen suchen lassen, nicht wahr? — Also Sie, Fürstin, brauchten nur die Einwilligung zu geben, das Mädchen in Ihrem Hause aufzunehmen, alles weitere . . .“

„Also Gewalt!“

„Nicht gerade! Nur ein ganz klein wenig Nachhilfe. Wenn das Mädchen erst einmal hier ist, gibt sich das ganz von selbst.“

„Sie verschwenden Ihre Zeit wirklich vergebens, Daimon!“

„Schade, Schade . . . . Ich meinte es gut mit Ihnen, Fürstin! . . . Die Einsamkeit . . . Ihre Unterhaltung . . . der gleichzeitige politische Erfolg . . . wenn Sie nicht wollen . . . . es ist wirklich schade . . . . Sie entschuldigen mich jetzt. Ich war herübergekommen, mich von Ihrem Wohlsein zu überzeugen. Ich muß leider weiter . . .“ Daimon zog seine Uhr . . . „Mirambo erwartet mich zu einer Audienz. — Leben Sie wohl, Fürstin! Es hat mich sehr gefreut, Sie wohlauf gefunden zu haben.“

Mit leisen, schleichenden Katzentritten verließ Daimon den Raum.

Die Fürstin Marasczinski sah nicht mehr das überlegene Lächeln, das um die Lippen des Mannes spielte.

Daimon wußte, was er tat! Sein Samen war gesät. Er würde aufgehen, wachsen, wuchern und — — — Frucht tragen!

Von dem Bungalow der Fürstin Marasczinski ließ sich Daimon nach Kampala hinunterfliegen. Seine Behauptung, zum schwarzen Herrscher zur Audienz zu müssen, war eine glatte Unwahrheit. Mirambo hatte nie mit dem Agenten gesprochen, hatte ihn wissentlich nie gesehen. So wenig irgendeine Regierung der Welt auf derartige Elemente verzichten wollte, so sehr vermieden es doch führende Persönlichkeiten, mit ihnen in Berührung zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

O gib vom seidnen Pfühle . . .

Eine Liebesgeschichte von Paul Ernst.

Bei der Regierung zu H. wurde ein Assessor von Werther beschäftigt, ein sehr tüchtiger und begabter Mann, von dem jeder annahm, daß er eine große Laufbahn vor sich habe, wenn es ihm wenigstens glücken sollte, eine wohlhabende Frau zu gewinnen, denn er war vermögenslos. Aber man durfte wohl annehmen, daß es ihm glücken würde, denn er sah stattlich aus, war gesund, hatte ein liebenswürdiges Wesen, und es hätte nicht der geringste Grund vorgelegen, weshalb ein Mädchen, das er begehrte, ihn nicht lieben sollte.

Der Präsident der Regierung hatte mehrere Söhne und eine einzige Tochter namens Anna, welche nun eben im Heiratsalter war.

Anna galt in ihrer Gesellschaft als ein ausnehmend schönes und begabtes Mädchen. Die jungen Herren von der Regierung pflegten ja einen durchaus auf das Wirkliche gerichteten Sinn zu haben, aber beim Gericht findet sich immer der eine oder andere schwärmerische Referendar, der ja dann meistens Rechtsanwalt wird; aus diesem Kreise, welcher sich sehr schnell ändert, empfing Anna besonders viele Huldigungen; freilich waren die Huldigenden eben immer junge Männer ohne Gewicht. Bei den ernsthaften Bewerbern stand im Wege, daß die Vermögensverhältnisse der Eltern als nicht günstig galten, denn durch die Erziehung und Ausstattung der drei Brüder war das kleine Vermögen aufgebraucht, welches Annas Mutter von ihren Eltern ererbt hatte.

Herr von Werther saß bei einer Gesellschaft neben Anna. Herren im Frack mit Orden, in weißer Hemdbrust, mit funkelnden Brillen, in bunten Uniformen, Damen in ausgeschnittenen Kleidern, mit blitzenden Edelsteinen, Geräusch und Gesurr der Stimmen über den Tisch, Klappen von Fächern, nickende Blumen in Gefäßen, Körbchen mit Obst und Süßigkeiten, Weingläser verschiedener Art neben den Tellern, das Kommen und Bedienen der Leute, das in ganz anderem Schrittmaß geschah — das seltsam aufregende Ganze des Festmahles wirkte auch auf die Beiden, daß plötzlich eine Gemeinschaft zwischen ihnen war, eine Vertrautheit und Heimlichkeit, ein Gefühl des Zusammengehörens in einer fremden Menge, wo dann Türen der Seele sich öffnen und Worte gesagt werden, die den Menschen sonst nie über die Lippen kommen würden aus Scheu und Befangenheit.

Was war es denn, das sie sich sagten? Als sie am andern Morgen sich jedes die Worte bedachten, die sie ja genau auswendig gemerkt hatten, da war ihnen, als seien das ganz gleichgültige Gesellschaftsgespräche gewesen, die sie geführt. Es mußten in jenen Augenblicken doch diese nun gleichgültigen Gespräche einen geheimen Sinn gehabt haben, der unmittelbar das Gefühl anregte, die Gespräche mußten nicht das Wichtigste gewesen sein. Sie hatten aber vom Theater geredet, von einer Sängerin, welche Lieder gesungen, von einem Buch, welches gerade von allen Leuten gelesen wurde; es war dasselbe gewesen, das sie in früheren Gesellschaften schon gesagt und in späteren noch sagen würden, und das alle Damen und Herren ihres Alters in ihrem Kreise auch sagten, wenn sie sich in einer Gesellschaft trafen.

Die Präsidentin sprach mit ihrem Manne über Anna. Sie bat ihn, Herrn von Werther etwas an sich heranzuziehen. Der Präsident sah sie mit einem müden Gesichtsausdruck an und nickte mechanisch mit dem Kopf. Die Frau erschrak, umarmte ihn und fragte besorgt: „Ist dir etwas, Lieber?" Er schüttelte den Kopf, küßte sie auf die Stirn und ging.

Herr von Werther wurde von der Präsidentin auffallend bevorzugt. Er war eine Waise, seine Eltern waren früh gestorben, er war in bedrängten Verhältnissen aufgewachsen; es fehlte ihm an der Leichtigkeit, welche notwendig ist, und er hatte außer den gesellschaftlichen Beziehungen, welche sich aus seiner Stellung ergaben, keinerlei Verkehr in Familien. So war ihm die Freundlichkeit der Präsidentin sehr nützlich. Er wußte ja wohl, daß der Präsident und seine Gattin seine Neigung zu Anna gemerkt hatten, er bekam auch Anspielungen von Amtsgenossen zu hören, daß er seine Laufbahn sehr geschickt einleite; zuweilen dachte er auch an ein späteres Leben mit dem lieblichen und klugen Mädchen, und eine tiefe Sehnsucht nach Glück überkam ihn. Es geschah ihm sonst nie, daß er Dichtung las; nun nahm er sich Goethes Gedichte aus dem Schrank, blätterte und las und dachte an Anna.

Anna hatte eine Freundschaft, wie so die Mädchenfreundschaften sind, mit der einzigen Tochter eines sehr reichen Fabrikanten, welche den Namen Marie führte. Marie war vielleicht nicht häßlich, aber unschön; sie war klein gewachsen, hatte ein gewöhnliches Gesicht, ausdruckslose graue Augen, und vielleicht verlieh nur ein Schein einer großen und harmlosen Güte, der über ihr ganzes Wesen strahlte, ihr eine gewisse Anziehung. Marie mit ihren Eltern war durch ihre Freundin in die Gesellschaft der Beamten und Offiziere gekommen, wo sie dann als der Goldfisch galt. Anna hatte auf Bällen gewiß nie Mangel an Tänzern, vielleicht mußte Marie eher einmal einen Tanz aussetzen; aber die beiden Mädchen fühlten doch genau, daß Marie umschwärmt wurde und Anna fast einsam blieb. Sie sprachen einmal darüber, und Marie meinte, daß Anna für die jungen Herren zu klug und gebildet sei; sie dachte an Herrn von Werther, zu dem sie eine stille, ja uneingestandene Liebe fühlte, und sie war stolz darauf, daß der stattliche Mann die Freundin auszeichnete, der als der begabteste in dem ganzen Kreis anerkannt war; sie konnte es nicht sagen, aber sie fühlte, daß Herr von Werther ihrer Freundin alle anderen Verehrer ersetzen konnte, die möglich gewesen wären.

Herr von Werther war auch mit Mariens Eltern bekannt geworden, er hatte Besuch gemacht und war eingeladen. Marie freute sich, daß er Gast im Hause ihrer Eltern wurde und machte sich nicht klar, ob er besondere Gründe haben mochte; sie fühlte eine leichte Verstimmung ihrer Freundin; aber kaum hatte sie die gefühlt, als Anna auch durch vermehrte Herzlichkeit den Eindruck verwischte, den sie wohl bemerkt hatte. Wie oft wissen wir nicht, welche Gründe uns bewegen, was wir eigentlich erstreben; die beiden jungen Mädchen spürten wohl, daß zwischen ihnen eine Entfremdung kam, aber sie machten sich deren Gründe nicht klar, mochten sie sich vielleicht nicht klar machen; und so blieb denn ihr Verhältnis das alte, mit Küssen, Tändeln, Schwatzen und Kichern und allen jenen oft scheinbar kindlichen Äußerungen der weiblichen Jugend, die doch immer einen tief verborgenen Sinn haben.

An einem Abend ging Marie allein nach Hause, nachdem sie sich von der Freundin verabschiedet hatte. Es lag Schnee auf den Straßen, die Tritte der Menschen knirschten, und sie fühlte einen unerklärlichen Jubel im Herzen. Ihr Elternhaus war durch ein Vorgärtchen von der Straße geschieden. Sie sah das Zimmer des Vaters erleuchtet, das Zimmer der Mutter, das Wohnzimmer; und plötzlich wußte sie: „Er ist da." Sie erglühte vor Beschämung und zögerte, den Drücker in die Hand zu nehmen; aber dann schüttelte sie den Kopf, griff fest zu, öffnete; die Glocke schellte, das Mädchen kam, nahm ihr die Sachen ab; am Kleiderhaken hing sein Hut und Mantel, das Mädchen erzählte: „Der Herr Assessor ist da"; sie sprach: „So? Ich gehe auf mein Zimmer."

Sie saß auf ihrem Zimmer im Dunkeln auf einem Stuhl vor ihrem Schreibtisch, ihr Herz pochte. Die Mutter trat ein. Mit freundlicher Stimme fragte sie, weshalb sie im Dunkeln sitze; sie antwortete nicht. Die Mutter trat zu ihr, Marie barg ihren Kopf an der Brust der Mutter und weinte, die Mutter streichelte ihr das Haar und sagte: „Wir wollen dir ja nichts in den Weg legen. Er soll uns recht sein als Sohn, er ist ein tüchtiger Mann und wird dich lieb haben." Tränen tropften auf den Kopf Mariens.

Marie dachte an die Freundin. Hätte sie das fassen können, was sie fühlte, dann hätte sie sich gesagt, daß sie schuldig sei gegenüber Anna. Aber dergleichen blieb tief im Hintergrund ihrer Seele, und durch eine eigentümliche Verknüpfung der Gedanken war das erste, das sie ihrer Mutter sagte: „Wird er sich mit mir auch so gut unterhalten können wie mit Anna?" Die Mutter lächelte; sie wußte ja nichts von der Gedankenverknüpfung, und hielt den Ausspruch für eine Äußerung von Mariens Kindlichkeit. Sie sagte: „Nun mußt du mit in die Wohnstube kommen."

Marie sah nichts, als sie in die Wohnstube trat; sie fühlte nur, wie ihre Hand hochgehoben, zart gedrückt wurde; der kurze Schnurrbart stachelte den Handrücken. Dann lag sie in den Armen des Vaters und an seiner nassen Backe. Sie dachte sich: „Weshalb weine ich denn nicht? Die Eltern weinen. Aber vielleicht ist es gut, wenn ich nicht weine, ich sehe dann häßlich aus.“

Marie schlief spät ein und wachte am andern Morgen früh auf. Sie dachte, daß sie ihre Freundin besuchen müßte, um ihr die Verlobung mitzuteilen; aber da fühlte sie einen so heftigen Kopfschmerz, daß sie bat, ob sie im Bett liegen bleiben dürfe. Die Mutter sorgte zärtlich für sie, sie streichelte der Mutter die Hand, und indem sie sich von der Freundin abgewendet fühlte, spürte sie eine besondere und neue Liebe zu der Mutter. Sie schrieb einige Zeilen auf einen Briefbogen, erzählte Verlobung und Krankheit und sagte der Freundin Grüße.

Als Anna den Brief gelesen hatte, preßte sie ihre Lippen zusammen und reichte ihn schweigend ihrer Mutter. Deren Hand zitterte, als sie las, sie sagte: „Das ist ja eine erfreuliche Verlobung. Ich habe zu Herrn von Werther immer eine besondere Zuneigung gehabt, und die gute Marie wird einen trefflichen Gatten bekommen.“

Anna sagte mit Anstrengung: „Die Gute hat heftige Kopfschmerzen; man kann sich wohl denken, die Aufregung war gewiß groß. Es wäre wohl richtig, wenn ich sie besuchte. Vielleicht kann ich ihr irgendwie nützlich sein.“

Die Hochzeit wurde bald gefeiert. „Ich werde an der Hochzeit teilnehmen müssen, es wird ohnehin genug gesprochen werden“, sagte Anna zu ihrer Mutter. Die Mutter ergriff ihre Hand, die Tränen standen ihr in den Augen und sie wollte der Tochter ein tröstendes Wort sagen. Aber Anna wendete sich ab und sagte: „Es ist nicht so, wie du wohl denkst. Ich dachte ja wohl, was ich fühlte, das wäre — nun, das wäre etwas anderes. Du mußt nicht lachen; ich habe Romeo und Julia noch einmal gelesen. Ich bin keine Julia. Ein Mädchen aus guter Familie ist wohl nie eine Julia. — Du mußt nicht denken, daß ich das bitter sage. Ich bin nur verwundert.“

Die Mutter machte eine Bemerkung über Herrn von Werther. „Ach“, erwiderte Anna, „gute Mutter, auch er ist ja ganz anders, wie du denkst. Er ist ein braver Mensch, er ist vielleicht nicht sehr entschlossen, denn sonst hätte er nicht so viel bei uns verkehrt; daß er mich nicht heiraten konnte, das wußte er ja, wie ich es wußte; aber es war ja bei ihm wohl noch so etwas da, das man gewöhnlich Liebe nennt.“ Sie dachte — sie dachte das nicht wörtlich so, aber sie dachte es fühlend: „Wenn er ein Romeo gewesen wäre, vielleicht wäre ich dann eine Julia.“

Herr von Werther ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab. Gedankenlos griff er zu dem Band Goethescher Gedichte und schlug ihn auf. Da fiel sein Auge auf die wunderschönen Verse:

„O gib vom seidnen Pfühle
Träumend ein halb Gehör.“

Sein Auge füllte sich mit Tränen, und eine Träne tropfte auf das Buch.



Der Löwe im Kinderzimmer.

Eine schreckliche Überraschung erlebte ein junges Ehepaar in Poitiers, als es am Morgen ins Kinderzimmer trat, wo die beiden Zwillingstöchterchen schliefen. Mitten im Zimmer lag auf dem Teppich ausgestreckt ein ausgewachsener Löwe und begann sich beim Eintritt des Ehepaares gemächlich zu recken und zu dehnen. Das Tier war offenbar durch das nur angelehnte Fenster in das im Erdgeschoß gelegene Zimmer eingedrungen. Jetzt erwachten auch die Kinder, aber während die Eltern schreckensbleich an der Tür standen, unfähig, eine Bewegung zu machen, zeigten sie nicht die geringste Angst. Eins der beiden kleinen Mädchen kletterte aus dem Bettchen und ging unerschrocken auf die große Katze zu, um sie zu streicheln. Der Löwe, ein altes, gemütliches Tier, ließ sich die Liebkosung durch die kleinen Hände ruhig gefallen, und das Kind forderte, vor Freude kreischend, die Eltern auf, auch mit der schönen „Miezekatze“ zu spielen. Mit angsterstickter Stimme bat die Mutter die beiden Kinder, sofort das Zimmer zu verlassen, und als die Mädchen etwas erstaunt diesen Befehl befolgt hatten, schloß man rasch die Tür ab. Der Vater eilte zur Polizei und alarmierte das Überfallkommando. Durch die Polizeibeamten erfuhr er, daß der Löwe bereits von einem Zirkusbesitzer gesucht wurde. Das Tier war schon am Abend vorher ausgerissen und hatte einen Erkundungsspaziergang durch die Stadt unternommen. Der Zirkusbesitzer wurde sofort benachrichtigt und erschien rechtzeitig genug auf dem Plan, um die Erschießung des Löwen durch die Polizeibeamten, die nicht wußten, wie sie das Tier auf andere Art überwältigen konnten, zu verhindern. Mit einem Revolver bewaffnet, einen Stuhl zum Schutz vor sich herschiebend, drang er in das Zimmer ein und trieb den Löwen, der verdrießlich knurrte, in eine Ecke. Dann eilten auch die Helfer herbei, und es gelang ohne große Mühe, das phlegmatische Tier in den bereit gehaltenen Käfig zu treiben. Damit fand das aufregende Abenteuer einen für alle Teile befriedigenden Abschluß.

Ein heiliger Elefant läuft Amok.

„Der große Alia“, einer der als heilig verehrten Elefanten des Mutiangana-Tempels auf Ceylon, läuft Amok. Als der Elefantenwärter das Tier zur Tränke bringen wollte, erlitt es einen plötzlichen Wutausbruch. Es packte den Wärter mit dem Rüssel, warf ihn zu Boden und zerstampfte ihn mit seinen mächtigen Säulenbeinen, bis nur noch eine formlose, blutige Masse übrig war. Dann raste der Elefant laut trompetend über die Felder, wo er schweren Schaden anrichtete. Er vernichtet in sinnloser Wut alles, was sich ihm in den Weg stellt. Die Landarbeiter sind aus ihren primitiven Hütten geflüchtet. Sie wagen auch nicht, den heiligen Tempelelefanten durch ein paar wohlgezielte Schüsse aus der Elefantenbüchse zur Strecke zu bringen. Inzwischen haben die Tempelwärter, Polizisten, Landarbeiter und einheimische Träger aufgeboten, um eine riesige Treiberkette zu bilden. Zehntausend Menschen beteiligen sich an der Verfolgung des Amokläufers und kreisen ein mächtiges Gebiet ein. Die gläubigen Singhalesen beten im Tempel für die Heilung des „großen Alia“. Auch eine große Zahl zahmer Elefanten ist aufgeboten worden, um das flüchtige Tier in den Elefantenkral zu treiben, wo man vielleicht Herr über seine Wut werden kann. Bis jetzt ist es jedoch noch nicht gelungen, den Amokläufer, dem schon mehrere Menschenleben zum Opfer gefallen sind, zu umzingeln.



Genaue Auskunft.

„Verzeihung, können Sie mir sagen, wie spät es ist?“

„Ich habe keine Uhr bei mir; aber als ich heute morgen auf der Post war, schlug es gerade zehn.“

(Humour)

*

Über den Ozean.

„Was machte eigentlich Petersen, bevor er nach Amerika ging?“

„Er radierte.“

„So — so, war er denn Künstler?“

„Nein, er radierte im Kassenbuch.“ (Söndagnisse)

*

Logische Frage.

„Sag mal, Papa, was tut eigentlich der Wind, wenn er nicht weht?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.